

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 11

Artikel: Die Altersgrenze
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Altersgrenze

Von Otto Frei

Seine Haare waren weiß geworden. Unter seinem breitkremigen Hute aber lebte und webte noch immer ein frisches, vollwangiges Gesicht, dem die Betagtheit seiner fünfundsechzig Jahre keineswegs anzusehen war. Man dachte an eine Landschaft, in die der Herbst zwar da und dort seine Rostfarbe getupft hatte, die aber im übrigen immer noch in spätsommerlicher Fülle glühte und prangte.

Trotzdem — die Altersgrenze war überschritten, und er hatte sich mit dem Gedanken zu befassen, bei seiner Wahlbehörde über kurz oder lang um die Pensionierung einzukommen. Auch hielt er es für eine Sache des guten Geschmackes, zur rechten Zeit unaufgefordert abzutreten, um so mehr, als er hinter sich die Rotte der Jungen immer dichter und ungeduldiger nachdrängen sah.

An jenem Abend also nahm er in den vier Wänden seiner häuslichen Schreibstube einen großen weißen Briefbogen vor, tunkte die Feder ein und schrieb:

„An die Verwaltungskommission der städtischen Pensionskasse. Sehr geehrte Herren! Nachdem ich seit über vierzig Jahren im Dienste der Stadt gestanden ...“

Hier kratzte die Feder — ein Grund für den Schreibenden, für eine Minute innezuhalten. Vierzig Jahre, dachte er, während seine Hand eine Silbersträhne aus der Stirne strich. Ein Menschheitsaufstieg, ein Menschheitsniedergang; zwei Kriege überdies, einer die höllische Ausgeburt des andern; er aber, abseits von allem, ein Mann am Schalter, ein Mann am Pult, sonst nichts. Und doch hatte er sich im Umkreis seiner Amtsstube einen Namen gemacht. Wenn er durch die Stadt ging, gab es immer wieder einen Bürger, der den Hut vor ihm zog, und immer wieder eine Bürgersfrau, die seinen Gruß mit freundlichem Kopfnicken erwiderte. Die große Welt war ohne ihn von Katastrophe zu Katastrophe gestürzt, in der kleinen Welt der Stadt aber hatte er, so weit es an ihm lag, zum Rechten gesehen und seinen Mann gestellt.

Er schrieb weiter:

„... und die gesetzliche Altersgrenze bereits überschritten habe ...“

Wieder kratzte die Feder, und wieder hielt er für eine halbe Minute im Schreiben inne. Königlich konnte das einen schon anmuten, das mit der gesetzlichen Altersgrenze! Da hat man gestern noch in Amt und Würde gestanden, vollkräftig und unangefochten, tätig und unerschöpflich, und heute, nachdem der Kalenderblock um ein einzelnes Blatt dünner geworden ist, steht man schon diesseits, im Abendschatten des Lebens — ein Stück Hausrat, das ausgeschieden wurde, für den Trödler eben noch gut genug.

Hier lächelte er. Und er tunkte die Feder zum dritten Male ein und schrieb den Satz zu Ende: „... ersuche ich Sie, mich auf Ende des laufenden Quartals in den Ruhestand zu versetzen.“

Der Punkt saß dick und sicher am Zeilenschluß. Der Blick des Schreibenden aber schweifte ab und fiel auf das Wort zurück, bei dem die Feder zwar nicht gekratzt, aber doch die Tinte nur zögernd und haardünn abgegeben hatte: Ruhestand ...

So nannte man das also? Das Austreten aus dem Glied; das tägliche Schlendern von Bank zu Bank; die Ziellosigkeit am Morgen, das Gefühl der Nutzlosigkeit am Abend; das müde Zuschauertum am Rande des Lebens. Was ihn betraf, so hatte er freilich noch seine Markensammlung, mit der sich etliches unternehmen ließ; er hatte noch sein Gewehr an der Wand, das wieder nach Pulver riechen würde, und die Angelrute, mit der er sich am Bach manchen halben Tag besinnlich verkürzen konnte. Trotzdem — Ruhestand! Man ist ausgesperrt aus dem Kreise der Schaffenden, eingereiht in die Kolonne der Spaziergänger, ein Baumgast des Lebens auf Lebenszeit. Und alles das von gestern auf heute — nur deshalb, weil inzwischen ein Blatt vom Kalenderblock gefallen ist.

Es war von jeher seine Ge pflogenheit, ein Schriftstück, ehe er es unterschrieb, noch einmal

durchzulesen. Das tat er auch jetzt. Und wieder: Vierzig Jahre ... Altersgrenze ... Ruhestand.

Er hielt den Briefbogen dicht unter die Lampe, und seine Hände zitterten. Es gab da nichts einzuwenden, es gab da nichts wegzudeuten. Es war eine Art Todesurteil, eigenhändig aufgesetzt und eigenhändig zu unterschreiben.

Für einen Augenblick kam ihm die Lust an, nein zu sagen, den Schritt ins Alter aufzuschieben und das Dokument von oben nach unten zu zerreißen. Noch lag ja der Entscheid in seiner Macht, und es war anzunehmen, daß es ihm nach Tag und Jahr leichter fallen würde. Möch-

ten die Jungen sich bis dahin gedulden, möchte das Markenalbum in der Pultschublade ruhen und die Angelrute auf dem Dachboden liegen bleiben!

Wie gesagt, für einen Augenblick. Dann aber lächelte er plötzlich; es war sein zweites Lächeln an diesem Abend. Seine Gesichtszüge entspannten sich, und über kurzem machte er den Eindruck eines Menschen, der mit einer schwierigen Sache fertig geworden ist und überwunden hat. Er funkte die Feder noch einmal ein, beugte sich aufatmend über das Blatt Papier und — unterschrieb ...

Was Not tut?

Darf ich ein paar Gedanken hier zum Ausdruck bringen, die mich bewegen? Das Motto ist: „Liebes Wort und gute Tat, sie hellen uns den Lebenspfad.“

Was mir das Wichtigste scheint, ist die Arbeit an uns selber. Herzlich, natürlich, einfach müssen wir sein, beseelt von tiefem Wohlwollen für unsern Nächsten, in der Aufopferung und Selbstverleugnung ausdauernd, dabei bescheiden und demütig.

Streben wir nach Güte, denn nur so können wir wirklich fürs Gemeinschaftswohl tätig sein. Dabei wollen wir aber immer die Wahrheit uns gegenwärtig halten, welche Marie von Ebner-Eschenbach in die Worte fasste: „Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient den Namen nicht.“ Bemühen wir uns, an jedem einzelnen Tag in der Güte zu wachsen! Ich möchte sagen, unser

Zun muß ein reines, tiefes Gebet sein, erst dann erlangt es allbezwingerde Kraft.

Um im Sittlichen zunehmen zu können, müssen wir viel Fleiß aufwenden. Wir müssen unablässig uns anstrengen, um die idealen Güter über die andern zu stellen; fern vom Machttrieb, der Ruhm sucht und der Genußgier wollen wir vor allem auf die Stimme des Gewissens hören, keinen andern Tyrannen wollen wir dulden, und in unserer Tätigkeit zum Guten wollen wir immer die volle, ganze Kraft einsetzen.

Vielleicht kann man die Hauptache kurz so sagen: Der Kampf des Willens zur Liebe gegen den Willen zur Selbstsucht ist der eigentlich entscheidende Kampf, in dem wir Sieger bleiben wollen; nur so können wir uns selbst und andere vorwärtsbringen.

Otto Volkart

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Zauberer Kälte

Das physikalische Phänomen der Kälte beschäftigt die Wissenschaft in verschiedener Hinsicht. Einmal als «negative Wärme» in der Wärmelehre, dann vor allem als wetterbildender Faktor in der Meteorologie und schliesslich als direkter

oder indirekter Former der Erdoberfläche in den Gebirgen. Für den Menschen unserer Breiten tritt die Kälte im Winter als schnee- und eisbringender Wetterfaktor in Erscheinung und hat in letzter Zeit die Gemüter mehr als üblich beschäftigt, weil